

Bertha besinnt sich ein wenig. „Mutter,“ sagt sie dann, „ich will der Christel ein Püppchen schenken. Ein Püppchen hat sie gar nicht, nur einen alten Holzkloß, dem ist der Kopf abgefallen, und die Farben daran sind schmutzig geworden, und als sie ihre Puppe hat waschen wollen, da ist noch mehr Farbe abgegangen, und sie ist ganz häßlich geworden, und nun mag sie die Puppe gar nicht mehr ansehen. Ja, Mutter, ein Püppchen muß ich ihr schenken; da soll sie sich einmal freuen.“ — „Aber Mutter,“ fährt Bertha fragend fort, „welche Puppe soll ich denn schenken? Nicht wahr, eine schlechte darf ich nicht schenken?“

„Ei pfui,“ sagte die Mutter, „die Christel soll sich ja über das Püppchen freuen; wenn du ihr aber ein schlechtes gäbest, da könnte sie sich — — —“

„Nein, behüte, liebe Mutter, ein schlechtes gar nicht, da würde sie sich nicht viel daraus machen, und könnte sich darum auch nicht freuen. Aber nun weiß ich doch nicht, was ich ihr geben soll?“ — „Ja,“ sagte die Mutter, „ein solches mußt du ihr doch schenken, das ihr recht wohl gefällt und noch schön und rein aussieht. — Hat sie denn deine Puppen alle gesehen?“

„Ja!“ antwortet Bertha; „ja, oft.“

Bertha besinnt sich wieder ein wenig und ruft dann auf einmal: „Nun weiß ich! nun weiß ich! Marianne hat ihr immer am meisten gefallen, und die ist sehr schön; die muß sie haben!“

Damit holte Bertha die Marianne; in zwei Sprüngen ist sie bei Christel und schenkt ihr die Puppe und sagt: „weil sie dir immer am besten gefallen hat.“

Bertha kommt wieder zur Mutter und ruft: „Die hat sich einmal gefreut! die hat sich gefreut! Sie wollte es anfangs gar nicht glauben, daß ich ihr das Püppchen schenken wollte, weil es doch mein schönstes sei. Aber ich freue mich auch, Mutter, ich freue mich sehr, weil sich die liebe Christel so gefreut hat!“

Da spricht die Mutter: „Das ist allemal so; wenn man andern Freude machen kann, da wird man selbst froh!“ — „Das ist wahr, Mutter,“ ruft die Kleine; „und ich will der lieben Christel noch recht viele Freude machen, da kann ich mich dann auch selbst freuen!“

Der dankbare Anton.

Der kleine Anton erfuhr schon in seiner Jugend den Druck der Armut. Sein Vater war ein Tagelöhner, der kaum so viel verdiente, daß er seinem Sohne trockenes schwarzes Brot zu essen geben konnte. Kleider konnte er ihm gar nicht kaufen, sondern er bat gutherzige Leute, wenn ihre Kinder Kleider ablegten, die sie nicht mehr anzogen, ihm dieselben zu schenken, und mit diesen wurde der kleine Anton bekleidet.

Anton war arm, aber dennoch glücklich. Sein schwarzes Brot schmeckte ihm köstlich; auf seinem Strohlager schlief er gesund, und wenn es ihn in seinen dünnen, abgetragenen Kleidern zuweilen fror, so achtete er das eben nicht sehr; denn er war es nicht anders gewohnt. Sein ganzer Reichtum bestand in einem Kaninchen, einem schönen, schneeweißen Kaninchen mit hellen funkelnden Augen, welches ihm viele Freude machte. Das zahme Tier nahm ihm das Brot, mit welchem er es fütterte, aus dem Munde; es setzte sich neben ihn; es spielte mit ihm auf dem grünen Rasenplaz, welcher vor dem Häuschen war, in welchem Anton wohnte. O, für alles in der Welt hätte Anton sein liebes Kaninchen nicht hingegeben. Er sprach sogar mit demselben, und das Tierchen that, als ob es ihn verstände.